

Eine Ostergeschichte von B. Coron.

Peter Marberger hatte einen Detonomiehof von seinem Vater geerbt und war, das mußte ihm der Neid lassen, ein hübscher Mensch, hoch gewachsen, ein freundlicher brauner Augen, prächtigen Zähnen und Haut, die einen Oeffnen niederschmeitern konnten.

„In diese war Peter schon lange verliebt und sie wartete, aber es kam immer nicht dazu, Marbergers Schwärmerei wegen. Trotzdem war er ein Herkules ausjah und sich, wenn's auf einen Ringkampf ankommen wäre, selbst vor dem Teufel nicht gefürchtet hätte, trug er doch jedem weiblichen Wesen gegenüber eine auffallende Vödiatheit zur Schau.“

Wally ließ es freilich an Ermutigungsversuchen nicht fehlen. „Allein, was half das? Jedesmal, wenn sie dachte: 'Jetzt wird der Peter mit seiner Werbung losgehen,' wurde er feuerroth, fing zu flattern an und brachte kein vernünftiges Wort heraus.“

Schon war die Wally. Man bemerkte es so recht, wenn sie neben Ranni hand. Diese, eine arme, verwaiste Verwandte, lebte auf dem Erlenhof, wurde jedoch wie eine Magd behandelt. Neben der nahm sich die Tochter des Hauses mit ihren beiden rathschwarzen Töpfen, dem feuerrothen Mund, den dunklen, feurigen Augen und der hohen, üppigen Gestalt, wie eine Königin aus.

Nicht als ob Ranni häßlich gewesen wäre, o nein, aber unangenehm war sie und dabei still und sanft. Man sah sie niemals müßig. Das Mädchen arbeitete von früh bis spät und verdiente sich sein Stüchlein Brot ehrlich. Der Oheim und die Wase wußten ihren unerwünschten Fleiß gehörig auszunutzen. In dem blaffen, unregelmäßigen Gesichtschen fiel nur das Augenpaar von tiefem Kornblumenblau, durch seine Schönheit auf. Wenn man da hinein blickte, war's gerade als schaue man in den Himmel.

Peter und die beiden Mädels hatten sich schon als Kinder gekannt und sagten deshalb „Du“ zu einander.

Er konnte die Ranni sehr gut leiden und fing oft freundlich mit ihr zu sprechen an, aber dann schiedte Wally sie immer schnell unter irgend einem Vorwand hinaus.

So rückte Ostern heran. Im „goldenen Löwen“ sollte Tanz sein. Wally freute sich darauf. Ihr Put lag schon zwei Tage früher fertig da, aber Ranni mußte immer noch bunte Schleifen aufnähen und allerlei Verschönerungen andrängen.

Als Marberger am Abend kam, drehte sich des Erlenhofers Einzige im neuen Anzug vor dem Spiegel herum und konnte sich selbst nicht satt sehen an ihrem eigenen Bilde. Hüßlich genug war's ja auch.

„Kümm' die Gefindestube auf!“ herrschte sie der Wase zu, die gehorsam fortging, wiegte sich dann mit tanzenden Bewegungen hin und her und rief endlich dem ganz versteinert dastehenden Peter ungeduldig zu:

„Na, bist stumm geworden, oder gefall' ich Dir etwa nicht?“

„O ja, gefallen thut mir schon,“ erwiderte er flüchtig, „aber ich hab' eine rechte Bitte an Dich.“

„So? Was denn für eine?“

„Weiß' morgen daheim.“

„Was fährt Dir denn durch den Kopf?“ faule sie und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

„Ich möchte Wends herkommen.“

„Komm doch in den „goldenen Löwen.““

„Nein, ich mag die Tanzerei nicht leiden und will allein mit Dir reden.“

„Das kannst Du zu einer anderen Zeit, zum Beispiel jetzt.“

„Ich hab' mit's aber grad so schön gedacht, den morgigen Abend daheim bei Dir zuzubringen, und — und —“

„Na?“

„Ja, schau — ich will Dir auch was schenken.“

„So? Dann bring's doch morgen Vormittag.“

„Nein. — Geh, Wally, thu' mir den Gefallen und bleib daheim.“

„Was Dir nur einfallt! Wir tanzen miteinander.“

„Laf' mich auf mit dem dummen Herumhopten! Mir mach't keinen Spaß.“

„Und deshalb willst mir auch die Freude verderben?“

„Schau, Wally — gib nach.“

„Nein.“

„Gut — dann geh — aber im „goldenen Löwen“ siehst mich nicht.“

„Das ist doch der pure Eigensinn!“

„Ich bit' Dich zum ersten Mal um was. Kannst Du mir das kleine Opfer nicht bringen?“

„Na, meinestwegen!“

vor der Thüre und der schlaftrige Knecht schnarchte auf dem Kutschbock.

„Wenn, in aller Welt, soll denn der fahren?“ denkt Peter, geht in den Hof und springt schnell mit seinem Körbchen hinter den Brunnen, als er Leute kommen hört. Die brauchen ihn nicht zu sehen.

„Ja, aber — um Gottes willen — das sind ja der Erlenhofers und die Wally — beide schön aufgeputzt!“

„Wenn der Marberger aber nun doch noch tommt?“ sagte ersterer, etwas jaghaft.

„Ach bah, dann geht er wieder,“ erwiderte das Mädchen leichtfertig.

„Zum Donnerweiter, er hat viel Geld und mit fehl's an allen Enden und Enden d'ran. Ihr müßt doch einmal einia miteinander werden.“

„Das wird morgen auch noch Zeit sein. Was jaon so lang gebaut hat, tann noch ein paar Tage länger dauern.“

„Wenn er's aber überdumm?“

„Ha, ha, ha, der und überdumm! Er ist ja so dumm, so dumm — Du hast gar keine Idee nicht, Vater, wie dumm der ist? Laf' mich nur erst auf dem großen Detonomiehof sein, dann wird alles umgetrempelt und auf den Kopf gestellt. Der Peter muß nach meiner Pfeife tanzen; nicht ich nach der seinigen. Er ist ja auch so verliebt bis über seine beiden langen Ohren. Morgen mit dem Fröhlichsten kommt er angerannt. Sollst einmal sehen!“

Sie fliegen ein und fort ging's im Galopp.

Wie zu Stein erstarrt stand Marberger da. Endlich schlich er hinter dem Brunnen herover, um sich undeckert zu entfernen.

Doch da kam eben Ranni mit einem leeren Eimer aus dem Haus und rief: „Jesus, Du bist's Peter — So spät! — Ja — die Wally ist nun doch fort. Und Du hast ihr was mitgebracht? Gib's her! Ich stell' es ihr in die Stube.“

Wie mittelidig-freudlich und feuchtig-glänzend die blauen Augen blickten!

Da kam was Selbstes über Marberger. Er fing zu lachen an, drehte sich auf einem Bein herum und rief fortwährend:

„Bin ich nur dumm! O Gott, o Gott, bin ich nur dumm!“

Erstherdend rief Ranni ihr Halslächeln ab, tauchte es in kaltes Wasser und wollte es ihm auf die Stirne legen.

Aber Peter lachte nur noch lauter, sagte sie um den Leid und tanzte mit ihr im Hof herum, bis die Kleine bitterlich zu weinen begann. Sie meinte, er sei vor Kummer verblüfft geworden.

„Laf' mich los!“ flammelte sie, „Laf' mich los und nimm Dir's nicht gar zu sehr zu Herzen.“

„Zu Herzen? Was denn? Ich freu mich ja unbändig.“

„Worüber denn?“

„Daf' sie weg sind.“

„Wer?“

„Na, der Erlenhofers und die Wally.“

„Geh, hör' auf. Trink' nen Schluck kalten Wasser.“

„Dank schön. Bin nicht durstig. Aber wenn's nichts dagegen hast, doch ich mich ein Bissel zu Dir seh'!“

„Ich hab' gar nichts dagegen.“

„Na also, besto besser, dann komm' in die Laube!“

Sie gingen hinein.

„Den Korb, den Du mitgebracht hast, will ich aber erst der Wally in die Stube stellen.“

„Nein! Was drinn' ist, g'hört Dir. Heißt — wenn's Dir nicht zu schlecht ist.“

„Mir? — Was Du mit schenkst, zu schleich, Peter? — Lieber Himmel, schmei' hat ja auch nur daran gedacht, mir ein buntes Ei zu geben.“

„So? Dafür bring' ich Dir einen ganzen Osterhasen.“

„Von Zucker?“

„Ne nun — wirt's ja sehen. Mach' einmal auf!“

Mit zitternden Händen löste sie die farbigen Bänder. Da hob sich der leichte Detel. Etwas Schneeweises sprang heraus und rannte davon.

„Zhm nach! zhm nach!“ schrie Peter und lief hinterher.

Ohne so recht zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, verfolgte auch Ranni den Flüchling und rief plötzlich triumphierend: „Ich hab' ihn! Ich hab' ihn an seinen langen Ohren fest!“

„Sind sie eben so lang, wie die meinigen?“

„Aber, Peter — was red'st denn für Unsinn daher? — Ist das eine liebes, herziges Kaninchen, schlottweilich! Und Du schenkst mir's wirklich?“

„Ja, aber nur, wenn Du das willst, was ihm am Hals hängt.“

„Jesus, nein! — Ein goldenes Ring, — den kann ich doch nicht nehmen.“

„Na also, wenn's nicht kann, dann gib den Osterhasen auch wieder her.“

„Peter — das — geh' weg, — Du machst Dich ja lustig über mich.“

„Magst'n Osterhasen mit seinem Ring haben oder nicht?“

„Aber, Peter — schau — ich bin ja so'n armes Ding.“

„Was schab's? Dafür bin ich so reich, wie ich dumm bin.“

„Da müßtest Du also ganz arm sein; denn für dumm hab' ich Dich wenigstens noch nie gehalten.“

„Was, wirklich nicht? Und dazu hätte'st Du doch das allererste Recht gehabt. Aber dumm oder nicht! — Denk' einmal, ich häng' dem Osterhasen am Hals. Willst uns alle beide nehmen?“

„Peter — ja, Peter! — Wie hätte'st Du denn nur glauben können, daß ich's bin. wozen der Du so oft auf den Erlenhof kamst? — Hab' mir eingebildet, es geschä' meiner Wase wegen, die doch viel reicher und schöner ist.“

„Ach was! Muß denn immer ein Gelbesack den anderen betrauchen? Und was die Schönheit anbelangt, da kann sich die Wally gar nicht mit Dir vergleichen, denn aus Deinen Augen leuchtet das Schönste, was es gibt: ein liebes, ehrliches, treues Herz. Gute Nacht, Ranni! Laf' Dir was träumen vom Osterhasen. Morgen bin ich wieder da und red' mit Deinem Vormund.“

Am zweiten Osterfesttage läuteten die Glocken eben zur Kirche, als Marberger, ein Straußchen im Knopfloch und eins am Hut, den Erlenhofers zu sprechen verlangte.

Der Alte war schon von Weitem kommen sehen, lehnte jetzt recht prächtig im Stuhl und fragte mit gnädiger Miene:

„Na, was ist denn los? Schaust ja so schön rausgeputzt wie'n Brautweiber aus.“

„Und bin auch wirklich einer,“ lachte Peter. „Gibst mir das liebe, herzige, einzige Mädels?“

Der Alte zog die beschügigen Augenbraunen hoch, juckte die Achseln und erwiderte: „Ja so recht paßt mir die Geschichte nicht — aber wenn Dich die Wally will —“

„Die Wally? Ach nein! Für die war' ich doch viel zu dumm,“ rief Marberger. „Rein, die muß einen mit kläreren Ohren haben. Aber sieht — die Ranni paßt zu mir und die will ich mir holen. Da schlag ein! Sie hat's gestern Abend schon gekannt.“

Was blieb dem Erlenhofers anders übrig als „Ja“ zu sagen, aber eine ganz tolle Scene maas' sich zwischen ihm und seiner Tochter gefiebt haben.

Als Ranni ein halbes Jahr später als junge Frau aus Peters schönen Detonomiehof zog, soll sie etwas Wepes, Zapfenlöcher mit rundern roten Augen mitgebracht haben; den Osterhasen, der in seinem Korb, mit Möhrerüben und Kohlblättern gefüllt, ein Leben führte, als sei er geraden Wegs in's Schlaraffenland gekommen.

„Germans to the Front.“

Dieser Titel wird ein Bild führen, das Professor Köhling im Auftrag des Kaisers malt. Es stellt eine bedeutende Episode aus dem Feldzuge in China dar. Das Motiv des Werkes ist ein Vorgang aus der Expedition unter Lord Seymour im Juni 1900 zum Entsatz der Gefandten in Peking. Da dieser Versuch fehlschlug, mußten sich die 200 Europäer und Japaner unter den allergrößten Schwierigkeiten nach Tientsin zurückziehen. Nach einem Nachtmarsch am 22. Juni erblickte die Spitze unter Lord Seymour mit englischen Matrosen das große chinesische Arsenal Hsiu vor sich. Die völlig erschöpften Matrosen hielten. Da er das geäußerte Wort von der Spitze zu den Deutschen, welche mit den Russen die Mitte bildeten, und gleich darauf der Befehl von Seymour an Kapitän der See v. Ulfesod: „The Germans to the front!“ Im Sturmschritt durchzogen die weißen deutschen Matrosen, etwa 500 Mann, die Linie der Europäer bis zur Spitze, während noch Lord Seymour dem Kapitän v. Ulfesod seine Weisungen gab; die englischen und amerikanischen Matrosen stießen den Deutschen zu. Dieser Moment ist dargestellt. Luft und Himmel erscheinen in früher Morgenstimmung; in der Ferne flammen die Brände in chinesischen Dörfern, die von den Borenen angelegt sind. Auf dem Vorhof, der sich auf der linken Seite entlang zieht, halten einige Dschunken mit dem Gepäd und zwei-hundert verwundeten Europäern. Die dunkelblauen englischen Matrosen liegen zum Theil ausgehöpft in der Front und am Fluße. Vor Seymour und seinem Stabe steht der deutsche Kapitän v. Ulfesod mit Leutnant v. Kottwitz und einigen Unteroffizieren, von denen einer die deutsche Bootslage trägt. Mitten im Bilde kämpfen die Deutschen, von den Engländern freudig begrüßt, vor, unter ihnen die Hülhengast des Korvettenkapitäns Buchholz, der bald darauf durch einen Schuß in's Herz getödtet wurde. Herr v. Ulfesod geht dem Künstler persönlich mit wertvollen Detailangaben etc. zur Hand. Das Gemälde wird im Sternsaal des königlichen Schlosses seinen Platz erhalten.

„Der ungerathene Sohn.“

1. Bettler (zu seinem Kollegen): „Warum prügelst Du denn Deinen Jungen so furchtbar?“

2. Bettler: „Weil's ein Galgenstrich ist, ein einder! Findet der Lausbub' gestern ein Goldstück und — giebt's dem Eigentümer zurück!“

Sehnen der Seele. Skizze von Emma Rex.

Seit Jahren, eigentlich seit er ein erwachsener Mensch war, hatte Dr. Erich Hiedert sich fortgesetzt aus dem Elternhause. Es war eigentlich nur ein Häuschen, ganz im altem, schmutzigen Stil einer nüchternen Zeit, und es stand in einem sehr großen Garten, mit dem der Vater längst ein glänzendes Geschäft hätte machen können, denn die Stadt rüde näher und näher an die einst weit abgelegene Gegend heran. Aber dem alten Herrn Hiedert, der früher Apotheker gewesen war, der sich dann ganz ins Privatleben zurückgezogen hatte, wäre es geradezu ans Leben gegangen, wenn er seinen Grund und Boden der Baupflicht hätte preisgeben müssen. Sein Garten war seine Welt. Am frühen Morgen schon ging er zwischen den Blumenbeeten spazieren und freute sich an jeder neuauftretenden Knospe und betrachtete das Reifen der Kesseln und Birnen an den Spalierbäumen. An den Sommerabenden kam auch seine rüdelige Gattin, die tagsüber von hausfraulicher Geschäftigkeit in Wohnung und Küche festgehalten wurde, zum Vorkiech; dann wandelten die beiden alten Leute, Arm in Arm, langsam auf den wohlgepflegten Kieswegen auf und ab, hinter ihnen, etwas alterthümlich und abhämlich, ihr weißer Pudel, der genau wußte, an welcher Stelle sein Herr stillstehen und ihm den Pelz krauen würde.

Ein langes, behagliches Zusammenleben hatte die beiden Ehegatten wie zu einer unheilbaren Persönlichkeit zusammengeschmiedet. Es war, als mache die neue Zeit mit ihrem feierhaften Hasten und ihrer geräuschvollen Veränderungslust plötzlich Halt vor dem Härtchen am Lattenzaun, als sollte hier in seiner ganzen ungeschlossenen Gemüthsart und schlichten Beschränktheit erhalten bleiben.

Ein Tag glich dem andern; fremde Menschen kamen niemals in das Haus. In dem altmodischen Wohnzimmer stand jedes Möbel unverändert an seinem Platz. Vor dem grünen Sopha mit den breiten Ecken, die wie große Ohren ausfahen, wurde pünktlich nach der Uhr der Tisch gedeckt; in dem Armstuhl am Fenster las der Papa nach dem Essen seine Zeitung und rauchte seine Pfeife; in dem Polsterstuhl vor dem Härtchen machte die Mama ihr Nickerchen. Dann spielten sie mit einander, bis der Kaffee kam, eine Partie Domino.

Sie waren seelenig Menschen, aber sie hätten argmüsig und grob werden können gegen jeden Störer dieser allhergebrachten Tageseintheilung. An der geistlichen Ordnung durfte auch ihr Sohn nicht rütteln. Er war ein Spätkommer, und sie hatten den Anaben, der ihnen nach fünfzehnähriger Ehe geschenkt wurde, von klein auf angestaut wie ein lebensfähiges Wunder. Trotzdem war ein fleißiger, tüchtiger Mensch aus ihm geworden. Dem modernen Jungen Mann war die altfränkische Einfachheit, dieses beschaufliche Einzelkeit im efferlichen Heim natürlich ein Greuel. Aber er kam nicht los. Er hatte Beschränktheit studirt und mußte lange warten auf seine Professur. Der Vater gab ihm nicht genug zu einem Leben nach seinem Geschmack.

Und nun endlich hatte er das Lang-ersehnte und Ersehnte erreicht. Er wurde Professor an der Berliner Universität, und er war verlobt mit einem hübschen, reichen Mädchen. In wenigen Tagen sollte in Hamburg seine Hochzeit gefeiert werden. Die elegante Wohnung, in der er mit seiner jungen Frau einzziehen würde, war schon eingerichtet. Traumhaft schön lag die Zukunft vor ihm.

Der Abschied von den Eltern, die diese Trennung sehr schwer nahmen, mußte noch überstanden werden. Ihm that es ja auch von Herzen leid, den guten, alten Leuten Lebewohl zu sagen, gerade weil er fühlte, daß es ein volles Losreihen von der Vergangenheit war, daß sein Weg ihn künftig taum mehr zu ihnen zurückführen würde. Seine elegante, vernünftige Zella konnte er niemals zu den Eltern bringen. Wie sie das Käschchen räumte mühte über ihren Urwäter-Hausrath! Wie sie lächeln würde über die Aufregung seiner Mutter wegen eines Mittagessens! Wie empfört sie wäre über die Manieren der alten Köchin, die so lange im Hause war, daß sie sich zur Familie rechnete, überall mit barem rechte und „unser Erich“ sagte, wenn sie von ihm sprach.

Während der Vater und Mutter die treuen Hände drückte, die sich ihm so warm, so zitternd vor Schmerz entgegenstreckten, während die Thränen in den lieben alten Augen ihn rührten und erschütterten, drängte es ihn doch mit heimlicher Ungebuld fort aus diesem Speighürgerthum, das so beklemmend auf ihm gelastet, in das neue, rascher pulstrende Leben, das sich für ihn erschloß.

Alle seine Wünsche und Erwartungen erfüllten sich. Er hatte eine reizende, elegante Frau; er wohnte in hübschen Räumen; er sah Gäste bei sich. Er war zu frieden in seinem Beruf. Zwei hübsche gesunde Kinder wuchsen in seinem Heim heran. Es fehlte nichts an seinem Glück.

Die Eltern hatte er seit Jahren nicht wiedergesehen. An den Ferien machte er mit seiner Frau große Reisen, oder sie gingen ins Seebad. Winterlang hiette er fest in der Arbeit. Er mußte sich zwischen Gesellschaft und Berufspflichten die Zeit theilen, um ab und zu eine Nachricht in das stille, kleine Gartenhaus zu schicken, aus dem an ihn, ganz regelmäßig, die hübschlich geschriebenen umfändlichen Briefe des Vaters und die warmen Grüße der Mutter einfloßen, die immer wieder irgend eine rührende Aufmerksamkeit für ihn oder die Kinder zu erkennen wußte.

Ein leises Grauen beschlich ihn, wenn er an das bescheidene Leben zurückdachte, in das er sich einmal hatte einfügen müssen. Aber selbst im Traume kehrte er immer wieder zurück in den alten Garten, in das Wohnzimmer mit dem altmodischen Sopha; der abhämliche Pudel umschmeichelte ihn, er hörte das Lachen der Schwärzwälder Uhr; er roch förmlich den Pfefferkuchen, der nach Tisch in blauen Wolken über die wohlbekannten grünen Möbel hingog; die friedliche Atmosphäre von einst umfing ihn mit eigenem Hartnäckigkeit. Wenn sich auch Eilber und Vorstellungen aus seinen jetzigen Tageserlebnissen in seine Träume mischten, der Schuplay blieb immer der gleiche, immer sein altes Daheim. Seine Kinder tummelten sich zwischen den Spalierbäumen des Gartens, seine Frau rauschte in ihren modernen Toiletten über die Kieswege, die alte Köchin drummte wie in früheren Zeiten — Vater und Mutter waren stets in seiner Nähe.

Wenn er erwachte, lächelte er über dieses zähe Niderwachen, das ihm allnächtlich das Vergangene wieder vor Augen führte, das über Tag doch so fernab von seinen Gedanken lag. Er hatte keine Zeit über Träume nachzudenken. Nur eine wunderliche Spielerei seiner Gehirnerven schienen sie ihm.

Aber dann traf es sich, daß sein Schwiegervater, der eine Reife in die Stadt gemacht hatte, in der Erids Eltern wohnten, mit leuchtendem Gesicht von dem großen Garten erspähte, von dem herrlichen Bauplay, der ein Vermögen bedeute, besonders, wenn eine Straße durch das Terrain geführt werde. „Eine Million läßt sich da herauschlagen!“, rief er als schlauer Finanzmann, dem Besiz mehr bedeutet als alle Gelehrsamkeit, mit einem Ausdruck ganz besonderer Werthschätzung für seinen Schwieger-ohn.

Er zog den goldenen Bleistift aus der Tasche und zeichnete auf ein Blatt Papier die Richtung, die die Straße nehmen müßte, wie sich die Baugründe zu beiden Seiten parzelliren ließen.

Erich gab es einen Stich durchs Herz. „Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“

„Gib' mir die Pläne,“ rief er, „ich hab' den Plan schon.“